

„Schönes Gegenstück zu männlichen Comic-Verfilmungen“

Seit dem Durchbruch mit „Fifty Shades of Grey“ fokussiert sich Dakota Johnson auf kleinere Indie-Filme – Für „Madame Web“ macht sie ganz bewusst eine Ausnahme

Von Patrick Heidmann

Schon als Zehnjährige war Dakota Johnson – an der Seite von Mutter Melanie Griffith und unter der Regie ihres damaligen Stiefvaters Antonio Banderas – im Film „Crazy in Alabama“ auf der Leinwand zu sehen. Erst nach der High School nahm die 1989 geborene Texanerin allerdings Schauspielunterricht, bekam Rollen in Filmen wie „The Social Network“ oder „21 Jump Street“ und wurde schließlich mit der „Fifty Shades of Grey“-Trilogie zum Weltstar. Inzwischen ist Johnson, die mit Coldplay-Sänger Chris Martin liiert ist, auch als Produzentin tätig und bevorzugt in Arthouse-Produktionen wie „Suspiria“, „The Peanut Butter Falcon“ oder „Frau im Dunkeln“ zu sehen. Für „Madame Web“ (siehe auch RNZett, Seite 13) machte sie eine Ausnahme und übernahm die Hauptrolle in einer aufwendigen Comic-Verfilmung. Warum erzählt die 34-Jährige im Interview.

> Ms. Johnson, seit Ihrem großen Durchbruch mit „Fifty Shades of Grey“ haben Sie sich bevorzugt auf kleinere Filme konzentriert. Warum nun plötzlich eine Superheldinnen-Rolle?

Ich hatte Lust darauf, weil dieser Film nicht wie so eine typische Superhelden-Geschichte wirkte. „Madame Web“ erschien mir anders, komplexer, geerdeter, eher wie ein Psychothriller. Darauf hatte ich Lust, auch weil ich so eine Rolle noch nie gespielt hatte. Als die Regisseurin S.J. Clarkson anrief, um mir das Projekt anzubieten, sah ich gerade in London und hatte Corona, und irgendwie erschien mir die Aussicht auf Dreharbeiten als Superheldin sehr verlockend.

> Die Gefahr, als Schauspielerin zwischen lauter Jungs zu kurz zu kommen, wie es in so manchem Marvel-Film



„Madame Web“ als Mentorin: Cassie (Dakota Johnson, links) nimmt Julia (Sydney Sweeney) unter ihre Fittiche. Foto: dpa

schon der Fall war, bestand hier ja nicht, oder?

Genau, und das gefiel mir. Eine Frau hat Regie geführt, im Zentrum der Geschichte stehen gleich mehrere Frauen, und überhaupt ist die Erzählperspektive hier eine dezidiert weibliche. Das ist ein schönes, von Femininität geprägtes Gegenstück zu vielen anderen, meistens sehr männlichen Comicverfilmungen.

> War es ein seltsames Gefühl, für alle die Szenen, in die später Spezialeffekte eingebaut werden, am Set einfach nur vor einer blauen oder grünen Wand zu stehen?

Insgesamt hatten wir bei „Madame Web“ weniger Blue-Screen-Szenen, als ich er-

wartet hatte. Es kamen mehr echte Kulissen zum Einsatz als bei vielen anderen Produktionen dieser Art. Aber wenn es dann doch mal so weit war, fand ich das schon ziemlich neu und ungewohnt, mir plötzlich meine ganze Umgebung vorstellen zu müssen. Am Ende hat's mir fast Spaß gemacht, auch wenn ich das jetzt nicht bei jedem Film brauche.

> In der Rolle der Cassandra Webb können Sie die Zukunft vorhersehen und sie dadurch verändern. Waren Sie im realen Leben auch schon einmal in einer Situation, wo Sie diese Fähigkeit gerne gehabt hätten?

Nein, nicht dass ich mich erinnern würde. Ich finde die Vorstellung, die Zu-

kunft zu kennen, eher erschreckend. Ehrlich gesagt werde ich lieber überrascht.

> Bevor Cassie sich Ihrer Fähigkeiten bewusst wird, ist sie als Rettungsassistentin tätig. Haben Sie sich darauf gezielt vorbereitet, selbst wenn das nur ein kleiner Aspekt der Rolle ist?

Das gehörte tatsächlich zu meiner Vorbereitung, denn auch wenn es nur ein paar Szenen sind, wollte ich doch so aussehen, als wüsste ich, was ich da tue. Einen ganzen Tag lang habe ich Erste Hilfe-Kurse absolviert, nicht zuletzt mit Blick auf alles, was mit Reanimation zu tun hat. Ich habe auch geübt, die Rettungswagen zu fahren und habe ein echtes Team bei ein paar Einsätzen begleitet.

> Cassie nimmt im Film drei junge Frauen unter ihre Fittiche, die womöglich auch Superheldinnen werden. Reproduzierte sich diese Dynamik am Set, in dem Sinne, dass Sie zu einer Art Mentorin für Ihre Kolleginnen wurden?

Na ja, ich hatte nicht wirklich den Eindruck, dass sie unbedingt ständig irgendwelche Ratschläge oder so von mir haben wollten. Alle drei sind so selbstsicher und tough und haben längst ihren eigenen Weg eingeschlagen, dass sie wirklich keine Hilfestellung meinerseits brauchten. Sydney (Sweeney, Amm. d. Redaktion) suchte schon immer mal wieder den Austausch. Aber ehrfürchtig zu mir aufgeblickt hat da niemand. Wahrscheinlich bin ich für die drei doch eher uralter Schnee von gestern, oder?

> Der Film spielt 2003 und etliche Popstars von damals kommen prominent zum Einsatz, etwa Britney Spears' „Toxic“. Sie waren damals Teenager. Wie erinnern Sie sich an diese Musik?

Ich habe in dem Alter unglaublich viel Musik gehört, allerdings nicht unbedingt den Pop aus dem Radio. Meine Britney-Phase hatte ich mit 14 Jahren schon ein bisschen hinter mir, auch wenn „Toxic“ natürlich ein toller Song ist. Aber ich stand damals mehr auf Musik, die ein bisschen älter war, Grunge und Alternative Rock aus den 90ern zum Beispiel. Radiohead liebte ich damals bereits sehr. Oder Blur. Also alles deutlich weniger poppig als das, was man jetzt im Film hört.

> Haben Sie damals eigentlich schon davon geträumt, irgendwann wie Ihre Eltern vor der Kamera zu stehen oder hatten Sie noch andere Berufswünsche? Tatsächlich wollte ich in meine Schauspielerei werden. Von einem echten Plan B konnte nie die Rede sein. Deswegen bin ich bis heute so dankbar dafür, dass ich meinen Traumjob ausüben darf.

KULTUR KOMPAKT

Leo McFall wird GMD in Wiesbaden
Der britische Dirigent Leo McFall wird ab der Spielzeit 2024/25 Generalmusikdirektor des Hessischen Staatstheaters Wiesbaden. McFall habe sich aus einem Kreis von 122 Bewerbern durchgesetzt, teilte das hessische Kulturministerium mit. McFall ist derzeit Principal Conductor des Thessaloniki State Symphony Orchestras und Chefdirigent des Symphonieorchesters Vorarlberg. Das Amt des Generalmusikdirektors ist seit dem Rücktritt von Patrick Lange 2021 unter Intendant Uwe Eric Laufenberg vakant. Von Laufenberg hat sich das Staatstheater im Januar getrennt.

Über 340 beschädigte Kulturstätten
Seit Beginn des russischen Angriffskriegs auf die Ukraine sind dort 341 Kulturstätten beschädigt worden. Zu den am stärksten beschädigten Gebäuden gehöre die Verkürzungskathedrale in der Altstadt von Odessa, teilte die Unesco in Paris mit. Die Kathedrale wurde 1936 unter Josef Stalin zerstört und zwischen 2000 und 2002 originalgetreu wieder aufgebaut. Insgesamt wird der Gesamtschaden kultureller und touristischer Strukturen seit Kriegsbeginn auf rund 3,5 Milliarden Dollar geschätzt.

Die Spur der Endlichkeit

Der bedeutende Heidelberger Komparatist Horst-Jürgen Gerigk ist im Alter von 86 Jahren gestorben

Von Urs Heftrich

Der prägnanteste Nachruf auf Horst-Jürgen Gerigk stammt von ihm selbst. 2007 – davor er 70 – veröffentlichte er ein schlankes Büchlein über seine akademischen Lehrer, mit einem Gadamers-Zitat als Titel: „Die Spur der Endlichkeit“. In Wahrheit ist es ein Buch über Gerigks eigene intellektuelle Lebensreise, die ihn zunächst aus der Berliner Trümmerwüste des Nazi-Reichs nach Heidelberg führte; zu seinem Doktorvater, dem Slavisten Dmitrij Tschizewskij, einem „Ukrainer, der die Sowjets hasst!“, und zu Hans-Georg Gadamer, bei dem er sich habilitierte.



Horst-Jürgen Gerigk. Foto: Archiv

„Die Spur der Endlichkeit“ – für Gadamer war das die Sprache. Die Spur, die Gerigks eigene Endlichkeit hinterlässt, ist eine Spur aus Worten, staunenswert lang und breit. Sie erstreckt sich über mehr als fünf produktive Jahrzehnte, in denen

rund 20 Monografien entstanden – zur russischen, amerikanischen, französischen, deutschen Literatur, zu Philosophie, Musik und Kino. Den Anfang machte 1965 ein „Versuch über Dostojewskis „Jüngling“, der die Dostojewski-Forschung revolutionierte und Gerigk die Prognose eintrug: „Wenn Sie so weitermachen, werden Sie eines Tages noch am Pult erschossen.“

So wild kam es nicht; Gerigk endete stattdessen als Ehrenpräsident der International Dostojewski Society. Aber ganz falsch lag der Warner nicht. Gerigk, der das Zeug dazu hatte, der Zufall den Takt zu schlagen, war zu inkompatibel mit akademischen Machtstrukturen, um ein Imperium zu errichten. Dabei hat er eine eigene Literaturtheorie entwickelt, in die weniger als sechs Büchern, die er „Leitern, auf denen ich zu mir selbst hinaufgestiegen bin“ nannte, eine strukturalistische Weiterentwicklung von Gadamers Hermeneutik, die mit viel Sinn für Komik alle Taschenspielertricks der marxistischen und freudianischen Literaturauslegung entlarvt. Ein Beispiel: „Ganz offensichtlich wäre es Lukács lieber gewesen, Hölderlin hätte statt der ‚Abendphantasie‘ das ‚Kommunistische

Manifest‘ geschrieben.“ Mit so etwas macht man sich nicht nur Freunde.

Wenn es neben der „Konstanzer Schule“ eine „Heidelberger Schule“ gäbe, dann dürfte Gerigk als ihr Begründer gelten. Da er aber viel vielschrieb – stets von Hand, stets in großen, geschwungenen Lettern –, als in Gremien Kartelle zu basteln, bleibt von ihm statt einer Schule das Werk eines Unverwechselbaren. Einen Text von Gerigk wird man immer erkennen, selbst noch mit zwei Promille, denn er schrieb eine hochprozentige Prosa: kristallklar und durchaus mit Suchtwirkung. Diese Prosa verzichtete bewusst darauf, eine Spezialsprache zu entwickeln, an der sich Laien die Zähne ausbeißen sollen, während Eingeweihte sich an ihr erkennen. Terminologie diente Gerigk nicht als Lösungswort. Ihm ging es um die Sache, „Die Sache der Dichtung“ – um einen seiner wunderbar griffigen Buchtitel zu zitieren. Über Roman Jakobson schrieb er einmal: „Immer, wenn man schrieb, er kommt zur Sache, verneigt er sich und geht.“ Für Horst-Jürgen Gerigk gilt das Umgekehrte: Er war ein Leben lang bei der Sache. Jetzt ist es an uns, sich zu verneigen – und in seiner Spur weiterzugehen.

Jäger des letzten Milchzahns

Sofie Morin präsentiert Fritze von Herzmanovsky-Orlando

Von Franz Schneider

Der Freundeskreis Literaturhaus Heidelberg feierte den Faschingsdienstag auf seine Weise. Darum wurde im Haus Caub der dortige Mikrofonsänger von zwei Luftballons geschmückt. Er stand für Sofie Morin. Für ihren Essay gewann sie im vergangenen Jahr den Heidelberger Autorenpreis. Jetzt hat sie nichts Selbstverfasstes, sondern las als gebürtige Wienerin Lust auf ihren nicht sehr bekannten Landsmann Fritze von Herzmanovsky-Orlando, geboren in Wien 1877, verstorben 1954 bei Meran. Er gehört zu den erklärungsbedürftigen Autoren, denn zu seinen Lebzeiten hat er außer dem 1928 erschienenen Roman „Der Gauschreck im Rosennetz“ nichts veröffentlicht. Seine sämtlichen Werke wurden erst in den 1980er-Jahren herausgegeben. Befreundet mit Alfred Kubin, eigentlich Architekt und begabter Zeichner, war sein Leben primär geprägt durch Krankheiten und die Liebe zum Süden, heikel bis heute seine Haltung zum NS-Regime.

„Der Gauschreck im Rosennetz“, unvergleichlich der Titel, offenbart sich als Lese- und dank Sofie Morins wunderbarem Wienerisch auch als Hörvergnügen. Hinein darum in das Sprachlabyrinth der untergegangenen k. u. k. Monarchie, von ihm „Tarockei“ genannt, in Anlehnung an das Kartenspiel, mit dem man sich einst am Hof die Zeit totschlug. Einen roten Faden gibt es im Roman schon, ein gewisser Jaromir Eynhof ist besessen von der Idee, seinem Landesvater seine Milchzahnsammlung zu schenken, aber einer fehlt noch. Die Jagd danach führt ihn geradezu in ein Faschingsabenteuer. Der verschrobene Beamte verkleidet sich als Schmetterling, genauer als Schwallbenschwanz, um Himmels willen nicht als Admiral, das wäre zu großmäulig, und schon gar nicht als Kohlweib, denn der ist bekanntermaßen schädlich. Das aber nur als flatterndes Beispiel sich unentwegt schlängelnder Satzskakaden voll herrlicherst Ausdrucksformen und Wiener Geistesart. Eine sprachlich originale Wiedergabe, und sei es nur im Ansatz eines kleinen Zitats, verbietet sich darum aus Respekt.

Als es draußen auf der Gasse ruhiger wurde, verspürte der Rezensent auf schwebendem Gang über Konfetti den Drang, mit so einem Buch den Fasching in den Aschermtittwoch hinein auf sittenlose Weise zu verlängern.

Info: Fritze von Herzmanovsky-Orlando: „Der Gauschreck im Rosennetz“. Residenz Verlag, 184 Seiten, 22 Euro.

Wie sieht die Clubkultur von morgen aus?

Die Geschäftsführer der Heidelberger halle02 veröffentlichen einen Sammelband zur Zukunft der Branche

Von Hannes Huß

Wer Infos über das halle02-Programm der nächsten Monate erfahren will, ist mit „KulturWandel – Impulse für eine zukunftsweisende Kulturpraxis“ falsch bedient. Vielmehr haben Anna Blach, Felix Grädler, Henning Mohr und Hannes Seibold für ihren im Transcript-Verlag erschienenen Sammelband Club- und Festivalbetreiber aus dem ganzen deutschsprachigen Raum auferufen, sich Gedanken zur Zukunft ihrer gebetelten Branche zu machen.

Seibold und Grädler haben auf diese als Geschäftsführer der halle02 natürlich eine Insiderperspektive. Und nach den existenzbedrohenden Corona-Jahren scheint der Austausch dringend notwendig, von Diskussionen um den ökologischen Fußabdruck der Kulturbranche ganz zu schweigen. Dementsprechend beschäftigen sich die Autoren in jeweils recht kurzen Beiträgen mit Fördermöglichkeiten, Diversität im kulturellen Angebot oder der Frage, was überhaupt unter den Begriff Kultur fällt. Die Tragweite der Beiträge changiert

zwischen populärwissenschaftlichen Abhandlungen und Meinungsbeiträgen.

Heraus sticht dabei „Ist das überhaupt Kultur?“ von Hans-Jürgen Fuchs-Sander, der an der Uni Heidelberg zum Thema Stadtteilkulturen promoviert. Er sieht ebene Stadtteilkulturen als permanente Underdogs, die um Achtung im gesamtgesellschaftlichen Diskurs kämpfen müssen, analog zu Jugendkulturen. Fuchs-Sanders' Form des Anerkennungsdiskurses – er fragt, ob sie „weniger Kultur [sind], weil sie keine Leuchttürme sind“ – scheint gerade aus dem Heidelberger Blick heraus selbst. Denn während die Räume für selbstverwaltete Jugendkultur verschwinden, so scheint das ehrenamtliche Vereinsleben hier gefördert zu werden. Sei es durch Ehrenamtsmedaillen der Stadt oder durch die Bereitstellung von Projektmitteln.



Felix Grädler. Foto: Archiv

An anderen Stellen sind die Beiträge stärker, so entwirft Johannes Crücke-

berg in „Gesellschaftlicher Zusammenhalt als Legitimation für eine Kulturpolitik“ ein tragfähiges Argument für die Relevanz der Kulturbranche. Dafür greift er auf Debatten über den gefährdeten gesellschaftlichen Zusammenhalt zurück und schafft es so, Kultur nicht als „Freizeitbeschäftigung“ zu definieren, sondern als notwendigen Teil eines funktionierenden Zusammenlebens. Den Mechanismus hierfür arbeitet der Kulturforscher aus Hannover detailliert heraus und identifiziert ihn letztlich doch recht simpel: „Gesellschaftlicher Zusammenhalt wird also dann über Kultur erreicht, wenn sie Vertrauen und kollektive Identität fördert, wo vorher keine Berührungspunkte waren.“

Am Ende kränken allerdings die meisten Beiträge und so auch der Sammelband selbst an den Perspektiven: Da die Stimmen von Künstlern selbst nicht vorzukommen, vergessen die Macher, wer die Zukunft der Kultur wirklich bestimmen

wird. So vorbildlich manche Kultureinrichtungen in ihren Strukturen sein mögen, niemand besucht ein Konzert wegen des Nachhaltigkeitskonzepts des Veranstalters. Stattdessen wird die Zukunft von den Entwicklungen der Branche im Allgemeinen abhängen.

Wenn sich Trendzyklen noch weiter verkürzen, also Künstler immer schneller in der Versenkung verschwinden, werden auch Konzerte immer schlechter besucht sein. Da können städtische Gelder, wenn überhaupt, nur kurzfristig gegensteuern. Diese Perspektive kommt in „KulturWandel“ zu kurz. Der Sammelband mag löbliche Ansätze haben und wichtige Themen besprechen. Indem er diese Entwicklung allerdings außen vor lässt, nimmt er sich die Chance, die Debatte um die Zukunft der Kultur- und Veranstaltungsbranche wirklich produktiv mitzugestalten.

Info: Anna Blach, Felix Grädler, Henning Mohr und Hannes Seibold (Hg.): „KulturWandel – Impulse für eine zukunftsweisende Kulturpraxis“. Transcript-Verlag, 336 S., 30 Euro.